

Quo vadis universitas?

Dipl.-Ing. Arch. Anne Wagner

FH JOANNEUM, Studiengang „Bauplanung und Baumanagement“, Graz, Österreich

KURZFASSUNG: In keiner Zeit war die Universität so mobil wie zu ihrem Beginn. Lehrende, Studierende und ganze Universitäten, wechselten mehrfach den Standort. Ein Rückblick auf die Universitätsgeschichte und ein kritischer Blick auf Parallelen und Widersprüche in der heutigen Entwicklung der öffentlichen Bildungseinrichtungen stellen den Versuch dar, im Ursprung der Universität zukünftige Lösungsansätze zu suchen. Wesentlich ist die Erkenntnis, dass die Universitätslehre im Mittelalter stark durch die klassischen Mechanismen der Marktwirtschaft geprägt war. Lehre war ein Dienstleistungsgeschäft.

Die abendländische Universität ist von zwei Komponenten bestimmt: Es sind die politischen und gesellschaftlichen Veränderungen, die im Politischen von der Autonomie in die Abhängigkeit und im Gesellschaftlichen von der Integration in die Isolation führen, was sich baulich in der Fixierung und gesellschaftlich in einer Anonymisierung abbildet.

1 EINLEITUNG

Die Ausbildungslandschaft Europas befindet sich in einem dynamischen Prozess der Umstrukturierung. Man sucht nach „neuen“ Modellen, um den globalen Anforderungen gerecht zu werden. Steigende Lebensgeschwindigkeit, der Mangel an Ressourcen und der Bedarf an Netzwerkstrukturen bilden sich in den Modellen derzeit ab. Ein Rückblick auf die Ursprünge der europäischen Bildungsgeschichte lässt staunen, denn die neuen Modelle sind nicht neu.

„Es mag kein Zufall sein, dass in einer Zeit, in der die Organisation und der gesellschaftliche Stellenwert von universitärer Lehre und Forschung heftig diskutiert werden, die Fragen nach historischen Wurzeln der gegenwärtigen Situation vermehrte Aufmerksamkeit erfahren. [...] es kann das Wissen um die in die Vergangenheit zurückreichende Entwicklungslinie dem Verständnis gegenwärtiger Problematik förderlich sein.“

*Univ.-Prof. Dr. Alfred Ebenbauer
ehem. Rektor der Universität Wien*

2 DIE UNIVERSITÄT IM MITTELALTER

2.1 Die Universität, eine europäische Institution par excellence

Als Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden, ausgestattet mit besonderen Rechten der Selbstverwaltung, der Festlegung und Ausführung von Studienplänen und Forschungszielen sowie der Verleihung öffentlich anerkannter akademischer Grade, ist sie eine Schöpfung des europäischen Mittelalters. Die Titel der mittelalterlichen Universität (Bakkalaureat, Lizentiat, Magistrat, Doktorat) werden in den unterschiedlichsten politischen und ideologischen Systemen anerkannt. (Rüegg, 1993, S. 281) Zunächst war die

„Universitas“ noch keine Anstalt für Erziehung und Unterricht, sondern eine Gruppe Gleichgesinnter, der Selbstdarstellung völlig fern lag. Um die gewünschte rechtliche und geistige Freiheit wirkungsvoll verteidigen zu können, schloss man sich zu einem Schutzbündnis zusammen. Es organisierte sich in der Form demokratischer Selbstverwaltung, die bei den mittelalterlichen Bürgerstädten und Stadtrepubliken gebräuchlich war und „Universitas“ genannt wurde. „Universitas“ heißt Gesamtheit im Sinne einer Genossenschaft, Gilde oder Zunft. Insofern sind die Universitäten der Scholaren und Magister vergleichbar mit den Zünften der Handwerker und Kaufleute, die sich zur Behauptung gemeinsamer Interessen zusammenfanden. In diesem Zusammenschluss liegt der Ursprung der abendländischen Universität. (Rückbrod 1977, Grundmann, 1964)

2.2 Lebensumfeld im Mittelalter

Der Charakter der Städte lässt sich mit den Städten der Renaissance oder den heutigen Städten nicht vergleichen. Befestigt war nur der Stadtplatz, ansonsten versank man bei schlechtem Wetter in den übrigen Gassen buchstäblich im Dreck. Die Städte wuchsen mit dem Handel und gewannen an Macht und Einfluss.

In engem Zusammenhang mit dem Aufstieg der Städte steht die Entwicklung der Universitäten und des mittelalterlichen Handwerks. Das rasche Aufblühen der Städte zu Gewerbe- und Handelszentren bot vor allem dem Handwerker neue Existenzmöglichkeiten. Er zog als freier Bürger in freie Städte. Der mittelalterliche Rechtsgrundsatz „Stadtluft macht frei“ erhöhte die Attraktivität. In den Städten gewannen die Handwerker schnell an Ansehen und eine zunehmende und breite Spezialisierung fand statt. (Bohnekamp, 1997, S. 11) Die sich entwickelnden Verwaltungsinstanzen hatten einen hohen Bedarf an Beamten mit Kenntnissen des Rechts, mit der Fähigkeit zu lesen und zu schreiben etc., was die Entwicklung der Schulen und Universitäten förderte. Als Schulangebot neben den Universitäten standen die Dom- und Klosterschulen zur Ausbildung des

Priesternachwuchses, die Lateinschule und die Schreib- und Rechenschule, die auch Mädchen offen stand. Eingeschult wurden die Kinder mit sechs Jahren. (Vogt-Lüerssen, 2002)

2.3 Standortwahl und Mobilität

Im ersten Jahrhundert ihres Bestehens hatte die Universitas keinen baulichen Besitz und war darum nicht an feste Örtlichkeiten gebunden.

Zu jenem Zeitpunkt fanden die Vorlesungen und Übungen in kleinen Räumen statt, vielfach in Wirtshäusern, Kirchen oder Klöstern, gelegentlich in den Bursen, unter freiem Himmel in Höfen oder auf den Gassen und Plätzen. Die Scholaren mussten dabei in der Regel vor dem Magister auf dem Boden sitzen, damit von den jungen Leuten jeder Anlass zur Überheblichkeit ferne gehalten würde, wie es die Statuten sagen. (Prah, S. 30)

Man besaß mit der Möglichkeit des „Abwanderns“ eine mächtige Waffe gegen die Einmischung lokaler weltlicher oder kirchlicher Macht. Das Abwandern einer Universitas war für die Stadt ein Verlust an Ansehen und Wirtschaftskraft, denn ein Drittel bis die Hälfte der Stadtbewohner sah sich an die Universitas gebunden. Da ein „Auszug“ als Mittel zur Selbstbehauptung in der Frühzeit oft ergriffen worden ist – von Bologna um 1150 werden Padua, 1222, und Siena, 1247, gegründet, von Paris, 1160, wird Oxford, 1170, gegründet, von Oxford aus Cambridge, 1230 –, schützte häufig die Androhung allein gegen Übergriffe und Einmischung. Die Frachtkosten für das wertvollste Gut, die Bücher, wurden immer von der neuen gastgebenden Stadt ersetzt. (Rückbrod, 1977, S. 12). Man war seitens der Universitas auf die Erhaltung der Mobilität sehr bedacht. Im Sinne einer Symbiose wurden vorhandene Gebäude mitbenutzt. Die Häuser, in denen man Räume zum Lehren und Wohnen mietete, lagen verstreut in der Stadt; die Standorte wechselten ständig je nach Angebot und Bedarf. Verständlicherweise war man bestrebt, die Entfernungen möglichst gering zu halten. Der Umkreis von Kirchen und öffentlichen Gebäuden war gewünscht. (Rüegg, 1993, S. 162)

Wie den Dokumenten zu entnehmen ist, befassten sich die Universitas bei der Wahl ihrer Standorte immer auch mit Unterbringungsfragen, dies betraf das Wohnen der Studenten und Lehrenden, aber auch die Unterbringungsmöglichkeiten für Freudenmädchen. Offensichtlich waren Studenten eine begehrte und einträgliche Kundschaft, da sich die Freudenhäuser möglichst zentral in den Universitätsvierteln ansiedelten. Man war im Mittelalter weniger prüde und vorurteilsbehaftet und erregte sich über „Sittenlosigkeit“ weniger heftig, so dass man sich nicht scheute, Standorte auch diesbezüglich auf Eignung zu prüfen. (Rüegg, 1993, S. 78).

2.4 Die örtliche Fixierung

Diese wurde eingeleitet durch die Entwicklung der Kollegien. Im Gegensatz zu den Universitas waren die Kollegien feste Institutionen und von Anfang an örtlich fixiert. Ursprünglich als karitative Stiftungen, die für die Unterkunft und Verpflegung von armen Scholaren aufkamen, übernahmen die Kollegien ab Mitte des 13. Jahrhunderts zunehmend Lehraufgaben, organisiert nach dem Vorbild

klösterlicher Studienhäuser. Die Kollegien wurden zunehmend in die Universitas integriert und trugen als ortsfeste Lehrereinrichtung wesentlich zur baulichen Fixierung der Universitas bei.

Der allmähliche Übergang von der Mobilität der Universitas zu ihrer baulichen Fixierung wird um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert sichtbar. Der Vorgang der räumlichen Konzentration und der Isolation setzt sich im 16. Jahrhundert fort. Man versuchte zu diesem Zeitpunkt bereits, die gesamte Universitas (versus Universitas) in einem repräsentativen Gebäude zu fassen. Bautypologisch ist die Verwandtschaft zum „Typ“ Kollegium deutlich zu erkennen. Was vorher offen und zur Anteilnahme für die Umwelt einsehbar war, hatte sich abgekapselt und verschlossen. Die Universitas war eine Exklusivgemeinschaft mit Repräsentationsbedürfnis geworden. (In Wien entstanden noch Ende des 19. Jahrhunderts Gesamtbauwerke nach monumentalen Bauideen.)

2.5 Organisationsstruktur

Wesen und Gestalt der Universität wurden bestimmt vom korporativen Charakter dieser sich selbst verwaltenden Genossenschaft. Dies unterscheidet die Universitas von Bologna und Paris grundsätzlich von den Akademien und Gymnasien Griechenlands, den Hochschulen des Römischen Reiches, den Medresen des Islam und den christlichen Kloster- und Kathedralenschulen. Im Gegensatz zu diesen autoritär geführten Exklusivgemeinschaften waren die Universitas autonome Körperschaften demokratischer Struktur, bei denen das mittelalterliche Ständewesen aufgehoben war.

Soziale Herkunft der Scholaren und Magister, ihr gesellschaftlicher Rang, ihre wirtschaftliche Stellung und ihre nationale Abstammung spielten keine Rolle. (Rückbrod, 1977, S. 10)

Eigene Gerichtsbarkeit, Privilegien und eigene Statuten waren Kennzeichen. Die mittelalterlichen Hochschulen waren im Personenverband organisiert, gliederten sich aber nicht nach hierarchischen Prinzipien. Die Studenten bildeten Zweckverbände auf der Basis gleicher Interessen, die von der Fürsorge bis hin zur Mitregierung der Gesamtuniversität reichten: fraternitates (Bruderschaft), societates (Genossenschaft), congregationes (Gemeinde), corpora (Körperschaft) oder collegia (Kollegien) als Lebensgemeinschaften.

Unterhalb der formalen Ebenen wanderten und lernten die Studenten in Gruppen. Dies unterscheidet sich nicht vom heutigen Ablauf, nur hatten diese Kleingruppen (15 % - 30 % der Immatrikulationen) einen besonderen Status innerhalb der Universität. Sie wurden als solche bei der Einschreibung amtlich gemacht. In deutschen Universitäten trat die Paargruppe am häufigsten (70 %) auf.

„Pairing“ war offensichtlich die angemessenste Form, sowohl für den Weg zur Universität als auch in ihr und in der familia des Magisters und zeigt sich als Grundmuster der Mobilität im Mittelalter, das auch andere gesellschaftliche Kräfte tangierte, wie die wandernden Handwerksgehlen. (von Schwinges, S. 189)

2.6 Rahmenbedingungen für Studierende

Um die „Fremde“ besser zu bewältigen, schlossen sich die Studenten aufgrund gemeinsamer sprachlicher Herkunft in Gruppen zusammen, um so besser ihre Bedürfnisse befriedigen zu können. Diese Zusammenschlüsse wurden rasch zur öffentlich anerkannten Korporation. Unter dem Begriff „nationes“ bildeten sie den wesentlichen Rahmen der ältesten Universitäten. Zugehörigkeitsmerkmale waren Muttersprache, Geburtsort, Kulturgemeinschaft oder gemeinsame Geschichte.

Gegen Ende des Mittelalters trat das Gefühl, der gleichen Sprachgemeinschaft oder demselben Volk anzugehören, zurück hinter das Bewusstsein, Mitglied einer politischen Einheit zu sein.

Für die Studenten des 13. Jahrhunderts war die Wahl des Studienortes leicht. Es gab nicht viele Universitäten (Paris 1160, Oxford 1170, Cambridge 1230, Prag 1348, Wien 1365) und jede hatte ihre Spezialität. Die diversen Neugründungen im 14. und 15. Jahrhundert verstärkten die regionale Rekrutierung der Universitätsmitglieder, so dass im 15. Jahrhundert die externe Migration zum Erliegen gekommen wäre, wenn nicht der italienische Humanismus einen neuen Aufschwung gegeben hätte. Drei Viertel aller Studenten blieben letztendlich in ihren Regionen. (Zahn, 1997) Im 15. Jahrhundert, als sich das Universitätsnetz verdichtete, spielten unterschiedlichste Gründe für die Wahl einer ausländischen Universität eine Rolle: die fachliche Qualität und die Reputation, geographische Vorteile der Nähe, die Möglichkeiten, die die Reisewege boten, Geschäftsbeziehungen zwischen der Heimat- und Universitätsstadt, politische Verbindungen der Universitätsträger, die sich auf die Vergabe von Stipendien auswirken konnte, bereits bestehende persönliche Bindungen (Verwandte vor Ort), die ökonomischen Randbedingungen wie Höhe der Studiengebühren und der Lebenshaltungskosten.

2.7 Mobilität und Systemdurchlässigkeit

Dank der gemeinsamen Sprache Latein, der Einheitlichkeit der Studienprogramme, des Prüfungssystems und der akademischen Grade konnte man bis zum 17. Jahrhundert sein Studium in einer Universität, meistens der nächstgelegenen beginnen und sie in einer zweiten, dritten oder beliebigen anderen fortsetzen und abschließen. Anerkannt wurde der Abschluss im gesamten christlichen Raum.

Fortschrittliche Studenten und Gelehrte dieser Zeit kümmernten sich charakteristischerweise nicht um die tradierten Ideale, fühlten sich nicht an Lehrpläne gebunden und wählten Lehrer und Universitäten frei nach Interesse. Eine damals schon sehr internationale Welt und in Folge ein großer Zustrom von Studenten aus allen Teilen Europas ließ die Universitäten in Paris und Bologna entstehen. (de Ridder-Symeoons, 1993 S. 271)

Die Studenten brachten von der *pelegrinatio* nicht nur Fachkenntnisse mit, sondern Weltsicht, Ideen, Meinungen, Konzeptionen und politische Ansichten, nicht zu vergessen Manuskripte und später die gedruckten Bücher. Sie waren mit künstlerischen Richtungen, Lebensverhältnissen, Sitten, Gesellschaftsformen und Essgewohnheiten vertraut geworden und brachten dies als Elite ihres Landes in die Weiterentwicklung ihrer Region ein. Auf diese Weise wirkte die

pelegrinatio academica weit über den kleinen Kreis der Wanderstudenten hinaus. (de Ridder-Symeoons, 1993, S. 271)

Die Freizügigkeit im Reisen, die Mobilität der Studenten, zeigt sich am Beispiel des Thomas von Aquin: Er studiert als Italiener zuerst an der Staatsuniversität Friedrichs II. in Neapel, dann in Köln; noch nicht 30-jährig ist er Professor in Paris [...] und beschließt seine Laufbahn als Rektor wieder in Neapel. (Cardini, S. 25)

2.8 Studienziele

Aus heutiger Sicht müsste man den überwiegenden Teil der mittelalterlichen Universitätsbesucher als Studienabbrecher oder gar Versager bezeichnen. Denn um 1500 war es noch nicht üblich, irgendein Examen abzulegen. Den weitaus meisten genügte Besuch und Dazugehören. Um sich soziale Aufstiegschancen über den Besuch einer Universität zu verschaffen, bedurfte es keiner besonderen Berechtigung auf der Basis von Examina und Graduierung.

Studenten trugen typusgemäß ihren persönlichen Rang in die Hochschule hinein und suchten ihn dort zu behaupten oder zu verbessern. Sozialstruktur und Sozialprofil wurden durch die Herkunft der Studierenden entscheidend bestimmt. Studentenexistenzen aller Typen – so eine der wichtigen Erkenntnisse im Bereich der mitteleuropäischen, deutschen Universitäten – waren im Wesentlichen eine städtische Angelegenheit. Die außerordentliche Wachstumsrate der studentischen Immatrikulationszahlen entwickelte sich parallel zu den städtischen Verdichtungsprozessen der Herkunftsräume. Urbanisierung und Universitätsbildung hingen eng miteinander zusammen. (von Schwinges, 1993, S. 189)

2.9 Finanzierung des Studiums

Studieren war für jeden studentischen Typus teuer, der Druck aber für Studierende unterschiedlich hoch. Die Belastung setzte sich aus einmaligen Studienkosten wie Immatrikulation, Promotionsgebühren und das „bejaunium“ (Einstand), und laufenden Studienkosten wie Arbeitsmaterial, Leihgebühren für Bücher, Pergament, Tinte, Federn und den Honoraren für die Lehrenden zusammen. Bei den Kosten für das Studium zahlten Graduierte und Reiche mehr als Nichtgraduierte und arme Studenten. Den Armen wurde die Last zwar erleichtert, aber nicht abgenommen. Zu den Lebenshaltungskosten zählten pauschal die Ausgaben für Kost und Logis, für Kleidung, Schuhe, Wäsche, Bettzeug, Körperpflege (Bad, Barbier und Arzt), Brennstoff und Beleuchtung (Kerzen), aber auch Reisekosten, Botendienste, Geldstrafen und letztendlich Kreditkosten.

Die Miet- und Darlehensbedingungen wurden bereits früh von der Universität reglementiert und kontrolliert, um die Studenten vor Willkür zu schützen. Wohnungsausschüsse der Universität aus (Rechts-) Studenten und Bürgern legten die Mietpreise der an Studenten zu vermietenden Wohnungen fest und banden diese auf drei Jahre. Im Universitätsinteresse lagen auch geregelte und günstige Kredite, besonders in den großen Universitätsstädten. Jährlich neu gewählte Kaufleute und Geldverleiher übernahmen offiziell das Verleihen von Geld und Büchern. Daneben gewährten auch Professoren ihren Studenten häufig Darlehen.

Die Finanzierung eines Studiums war wohl in erster Linie Sache der Eltern und der Verwandtschaft. Studienstiftungen vergaben Stipendien (finanziert durch Kirche, reiche Bürger, Kaufleute, Witwen und Professoren etc.), doch einen beträchtlichen Anteil deckten die Studenten aller Typen durch eigene Arbeit ab, zumeist durch Lehr- (Hauslehrer oder Nachhilfe für die Jungen) und Dienstleistungen: als Schreiber, Sekretäre, Kopisten, persönliche Diener (famuli, servitoris) von Professoren, Rektoren und Dekanen, aber auch als Dienstpersonal und Hausknechte, Köche, Küchenhilfen und Tischdiener, als Chordienner und Sänger in den Kirchen. Auch als Straßensänger (Bons-Enfants Paris, Litaneibuben Wien), als Gelegenheitsarbeiter in Handel und Gewerbe und nicht zuletzt als Bettler wurden sie tätig. Gewohnt wurde in Kollegien, Bursen (Internaten) und Hospizien (Wohngemeinschaften).

2.10 Die Lehrenden

Die Professoren waren damals zum größten Teil Kleriker oder besaßen zumindest die niederen Weihen, um ein Anrecht auf fixe Bezüge zu haben. Bezahlt wurden sie im Allgemeinen von ihren Studenten. Die Magister der schlecht kofinanzierten Artistenfakultät mussten sich häufig nach Zusatzeinkünften, wie Aufsicht in einer Burse (= Hausmeister), umsehen, damit genügend für den Lebensunterhalt zur Verfügung stand. Die Lehrenden waren stark abhängig von den Studenten. So durfte ein Professor ohne die Erlaubnis seiner Studenten keinen einzigen Tag fernbleiben. Wenn er die Stadt verlassen wollte, hatte er eine Geldsumme als Garantie für seine baldige Rückkehr zu hinterlegen, und auch Ferien durfte er nicht ohne Absprache mit seinen Studenten nehmen.

„Nicht genug: Für jeden Tag, da nicht mindestens fünf Studenten seine Vormittags- oder Amtsvorlesung oder drei die weniger formale Nachmittags- oder Hilfsvorlesung besuchten, musste er eine Strafe bezahlen, als wäre er abwesend. Er durfte kein Kapitel überspringen, und wenn er in seinen Kommentaren zu den juristischen Texten zurückblieb, wurde eine bestimmte Summe von den zehn Bologneser Pfunden abgezogen, die er zu Beginn des Jahres hinterlegen musste. Denunciatores doctorum (Denunziatoren der Gelehrten) genannte Studenten meldeten die Verstöße. Die gefürchtetste Strafe, die privatio, untersagte dem Dozenten (und zuweilen seinen Nachkommen) das Unterrichten und brachte ihn damit um sein Brot.“
(Kaiser, Ritter, Patrizier, 1975, S. 282)

2.11 Die Lehrinhalte und der Unterricht

Man begann sein Studium zwischen 10 und 13 Jahren. Im Trivium wurde man in Grammatik, Rhetorik und Logik unterrichtet. Nach ungefähr drei bis acht Jahren – die Zeit war nicht vorgeschrieben – stand die erste Prüfung bevor. Wenn man diese erfolgreich gemeistert hatte, durfte man sich „Baccalaureus“ nennen. Danach wurde man im Quadrivium in den Fächern Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie unterwiesen. Ungefähr zwei Jahre später konnte man es wagen, sich zur Abschlussprüfung der Artistenfakultät zu melden, um sich schließlich Magister artium nennen zu dürfen. Erst mit dem Erwerb dieses Titels war

man berechtigt, das eigentliche Studium, sei es nun in Theologie, Jura, Philosophie oder Medizin, zu belegen, das im Falle der Medizin nach ungefähr fünf Jahren mit dem Erwerb des Dokortitels abschloss. (Vogt-Lüerssen, 2001) Somit ist der Baccalaureus eigentlich das Äquivalent zum Hauptschulabschluss, der Magister kommt der Matura nahe und das damalige Doktoratsstudium entspricht unserem Diplomstudium. Die Unterrichtszeiten waren umfangreich. Das Studienjahr war lang: es dauerte von Oktober bis zum September des folgenden Jahres. Auch der studentische Tagesablauf war übertoll. Die Dauer der Lehrstunden ist aus dem Dreistundenrhythmus (180 Minuten) der monastischen Tageseinteilung abgeleitet (führt bei zweimaliger Teilung zu den heute noch gängigen 45 Minuten). Das erste Unterrichtspaket ging von 6:00-9:00 Hauptvorlesung, 9:00-12:00 außerordentliche Vorlesung, dann Mittagspause, von 15:00-18:00 Übungen und häufig musste bis 21:00 in den Wohnräumen der Magister weitergearbeitet werden.

3 DIE AKADEMISCHE BILDUNG HEUTE – EIN VERGLEICH

Wie ersichtlich, scheint vieles in der Bildungsgeschichte Bestand zu haben. Manch Vergessenes wird als „Neues“ wieder aufgenommen. Hierfür steht die Durchlässigkeit des europäischen Bildungswesens und das Bewertungssystem (ECTS-Punktesystem), die Fähigkeit, eine allgemeinverständliche Sprache zu beherrschen und die Förderung und Stützung von Mobilität. Was nicht übernommen wurde, ist die umfassende Begleitung, die sich aus dem ursprünglichen Genossenschaftsdenken ableiten lässt. Die Rahmenbedingungen wie Finanzierung, Raumressourcen und Personalbestellung waren im Mittelalter nicht weniger thematisiert als heute. Die Lehrfreiheit war wesentlich eingeschränkter. Vordenker waren stets in Gefahr, Lehrverbot erteilt zu bekommen. Schutz bot hier nur die Solidarität. Studienabbrucher gab es wesentlich mehr, aber dabei sein galt mehr als Graduierung, und der Studienabbruch eines Studierenden traf die Lehrenden wirtschaftlich wesentlich härter und direkter als heute.

3.1 Gemeinschaftssinn

Der „Universitas“-Gedanke lässt sich somit mehrfach ableiten. Einerseits hatte er Schutzfunktion, wie in Absatz 2.3 beschrieben.

Mikroökonomische Zwänge erforderten Gemeinschaftssinn, denn Studierende waren Kunden mit Erfolgsvorstellungen. Gleichzeitig war die hohe Qualität der angebotenen Lehre die Grundlage, sich einen „Ruf“ zu schaffen. Die Anforderungen an die Studierenden waren der Zeit entsprechend hoch. Die unternehmerische Gratwanderung zwischen Anforderung und Überforderung der Studierenden einerseits und andererseits dem Risiko, bei Unterforderung den guten Ruf zu verlieren, verlangten strategisches Feingefühl. Die Information der „Straße“ war sehr schnell und flächendeckend, schlechte „Nachrede“ verbreitete sich in Windeseile. Professoren mussten, gekoppelt an ihre Lehrvorstel-

lung, unternehmerische Entscheidungen treffen, die weit über das hinausgehen, was heute Lehrenden abverlangt wird. Symbiotisch und nur gemeinsam war für alle Beteiligten das Ziel zu erreichen.

Die Notwendigkeit zur Gemeinschaft ist heute aus wirtschaftlicher Sicht nicht mehr gegeben – und besteht somit auch nicht mehr.

Die Anonymisierung der Lehre und die fehlende Konsequenz von Drop-outs für Lehrende bewirken eine Überbewertung des eigenen Aufgabenbereiches und des damit verbundenen Anforderungsprofils. Sowohl die mindere Leistung als auch die Über- und Unterforderung von Studierenden bleiben folgenlos. Der Grad an Forderungen, die an Studierende gestellt wird, kennt für die meisten Lehrenden als Messgröße nur die akademische Sicht.

Studierende finden zusammen wie eh und je. Heute jedoch zur Freude aller, gemischten Geschlechtes. Man lernt, arbeitet, wohnt und genießt das Leben gemeinsam.

3.2 Risikopotenzial

Die Anonymisierung der Lehre und die überproportionale Bedeutung, die heute der Bildungsinstitution zufällt und die Lehrende zu Gehaltsempfängern macht, schafft eine trügerische Sicherheit für den Wissenstransfer.

Als wirtschaftlicher Grundansatz gilt: Zu erfüllen sind immer die Forderungen, Wünsche und Erwartungen der Geldgeber. – Wer ist nun eigentlich der Kunde? In den gegebenen Wechselverhältnissen liegt die Gefahr für den Verlust des „Kerngeschäftes“: die Wissensvermittlung.

3.3 Der innere Widerspruch

Das Neue, mit dem man sich zu beschäftigen hätte, wäre der Bogen, der sich zwischen dem Schlagwort „Bildung wird Business“ und dem Wesen der „universitas“ spannt. Eine Systembetrachtung macht bald einen inneren Widerspruch erkennbar. Die Zieldefinition klassisch-ökonomischer Systeme ist die ständige Reduktion des Inputs bei gleichzeitiger Maximierung des Outputs. Die Ergebnisse lassen sich in Zahlen messen. Abhängig vom Betrachterstandpunkt können dies einerseits sein der „Shareholder-Value“ und der Unternehmensgewinn, aus sozioökonomischer Sicht die Steuereinnahmen und die geschaffenen Arbeitsplätze. Das primäre Ziel ist das kontrollierte Wachstum.

Der Erfolgsfaktor für Wachstum ist, wie die gängigen Portfolio-Strategien des modernen Marketings zeigen, allerdings keine Frage des qualitativ hochwertigen Produktes, sondern des strategischen Produkt- und Marketing-Mixes. Die Angebotspalette spannt sich zwischen billigem, imagelosem Massenangebot mit geringer Güte und exklusivem, imageträchtigen Einzelangebot mit höchster Qualität. Die Zusammenstellung des Angebotes ist eine individuelle unternehmerische Entscheidung und hängt von der Einschätzung der Marktpotenziale und der damit verbundenen Zielgruppen ab. Man spricht von Sortimentspolitik.

Produkte haben Hersteller, auch diese müssen ihre Produktionspolitik auf den Markt abstimmen. Man spricht hier von Programmpolitik. Bei Dienstleistern sind die Dinge häufig vereint. Betrachtet man Wissensvermittlung und Bildungsinstitutionen aus der Sicht des Marketings, fällt diese

in den meisten Fällen in den Bereich der Dienstleistungen. Lassen sich die gängigen Strategien und Werkzeuge des Marketings auf den Bildungsbereich übertragen?

Im allgemeinen Betriebsmanagement und der Art von Unternehmensführung nähern sich Bildungseinrichtungen seit einigen Jahren den klassischen Organisationsmodellen der freien Wirtschaft an. Motiv ist der Wunsch, mit weniger Mitteleinsatz gleich bleibende oder bessere Bildungsergebnisse zu erzielen. Da diese Ergebnisse im jeweiligen Rechnungszeitraum kaum in Zahlen zu fassen sind, entfällt die Größe und wird ersetzt durch eine Pro-Kopf-Grundannahme (Studierende), der eine Einnahmen-Ausgabenrechnung, die nur noch den Mitteleinsatz in Rechnung stellt, gegenübergestellt wird. Die „untergeordneten“ operativen Einheiten (Fakultäten, Studiengängen) werden nur ausgabenseitig geführt und es wird erstaunlicherweise in der Bewertung von Ausgaben häufig außer Acht gelassen, dass es die operativen Einheiten sind, die die Einnahmen erwirtschaften.

Mit Billigprodukten geringer Güte lassen sich am Markt hohe Gewinne erzielen. Bildung mit geringer Güte – und Güte definiert sich hier nicht an der fachlichen Qualifikation des Personals, sondern an der Personaldichte (Betreuungsverhältnis Lehrende/Studierende, Zeiteinsatz/Student) – ist immer ein volkswirtschaftlicher Schaden und Verlust. Der wesentliche Unterschied des Produktes „Bildung“ zu einer Handelsware oder einer Dienstleistung mit geringer Güte ist, dass man dieses nicht so ohne Weiteres wegwerfen, austauschen oder ersetzen kann.

3.4 Die Welt steht am Kopf...

Wir erleben explodierende Verwaltungskosten, exponential steigenden allgemeinen und lehrspezifischen Verwaltungsaufwand und die täglich neu zu beantwortenden Fragen der Profilbildung und der Marktplatzierung.

Bildung wird immer teurer, aber das eigentliche Kerngeschäft, die Entwicklung und Durchführung von hochqualitativer Lehre, wird zunehmend Nebenschauplatz. Die Erhaltung und das Wachstum der Institution werden bedeutungsvoller als der zu produzierende Inhalt.

4 VISIONEN ENTWICKELN - EINE VERLORENE KUNST?

Der Umbruch beginnt mit einem Flügelschlag, der leicht fällt, wenn man wieder bereit ist, vom Fliegen zu träumen und nicht vergessen hat, dass Vogelschwärme weite Strecken bewältigen.



Mutiges Querdenken und kreative Modellbildung sind notwendig, um ein System zu entwickeln, in dem die Grundparameter qualitativ hochwertiger Bildung mit Parametern der freien Wirtschaft verschmolzen werden können. Die lineare Applikation der Werkzeuge, die die freie Markt- und Geldwirtschaft prosperieren lässt, ist alleine nicht zielführend.

Eine spannende Herausforderung, und es bleibt zu wünschen, dass die erfahrenen, mutigen und bedeutenden Persönlichkeiten sich zurücklehnen, ohne sich vom Status quo vereinnahmen zu lassen, und über die Verschmelzung des unvereinbar Scheinenden nachdenken und handeln.

4.1 Modellbildung

Der Modellvorschlag beinhaltet vordringlich europäische Standardisierungen und den Wunsch nach einem reduzierten Regelwerk, das die Schnittstelle zur individuellen Sicht der Institutionen und Lehrenden klarer regelt. Wie aus dem internationalen Normenwesen bekannt, sind dies sehr langsame, weil interessenspolitisch geleitete Prozesse. Die angeglichenen EUROCODEs sind gute Vorarbeit für eine Lehrgleichung.

4.1.1 Bakkalaureatsvision – BEPS (Basic European Programm Standards)

Ein schulisch geführtes, genormtes Einführungsjahr; Inhalte entsprechend der thematischen Feldzuweisung (max. 5); ein Ansatz, der in Frankreich bereits Teil des Systems ist (das so genannte „année préparatoire“):

- allgemeine Grundlagen, Arbeitsmethodik, Kommunikationsfähigkeit und Fremdsprache
- fachspezifisches Grundlagenwissen und Fertigkeiten, die dem Absolventen genug Know-how mitgeben, um als semiqualfizierte Fachkraft in das Berufsfeld einzusteigen
- verpflichtendes „Fremdgehen“ (Auslandsemester) im Rahmen von Praxis oder Studienzeiten
- Funktion der Institution Universität als informeller Knoten und aktiver Informationsverteiler
- Die Einrichtung muss sich als Dienstleister für die Studierenden sehen. Ihr kommt die Aufgabe zu, die Randbedingungen zu organisieren (Wohnen, Stipendien, Arbeit für den individuellen Gelderwerb und Informationsverteilung).

Die fachlichen Kernbereiche 90 % sollten in Umfang (ECTS-Punkte) gleichgeschaltet werden.

4.1.2 Magistervision – moving based learning

Der zweite Teil des Studiums ist durch den Begriff „Problem-based-Learning“ und „e-Learning“ charakterisiert. Der gleichgeschaltete Pflichtteil beträgt nur noch zwischen 20 % - 30 %. Europäische feldspezifische „Lehrpools“ bieten in Gesamteuropa betreute, praxisbezogene Lehrprojekte mit begleitenden inhaltlichen Vortragsveranstaltungen in Zusammenarbeit mit Wirtschaft oder öffentlicher Hand an. Kommunikationsmedium ist das Internet.

Die fachbezogenen Themenfelder sind zu begrenzen. Der Student kann unter Unterbindung von thematischen Redundanzen seine zu absolvierende Projekte frei wählen. Das System und dessen Controlling werden getragen durch ein öffentliches Ranking von Lehrenden, einer öffentlich einsichtigen Beurteilung von Teammitgliedern und der Bewertung des Projektergebnisses.

Das Eintrittsprojekt ist für Lehrende und Studierende klar geregelt, denn es bildet den „Eintritts-Score“ und liefert die individuelle „Visitenkarte“.

Die Grundlage für eine ungeprüfte Anrechnung an allen europäischen Hochschulen ist

- eine Mindestpunktezah der individuellen Bewertung, die sich aus dem später angeführten Schlüssel ergibt,
- ein Mindestpunktstand (Ranking) des Lehrenden zum Zeitpunkt der Lehrbetreuung, um dem unkontrollierbaren Angebot, das in Kürze ins Unermessliche steigen wird, Qualitätskontrolle entgegenhalten zu können.

4.1.3 Finanzierung und Marketing

Die in Europa „nomadisierenden“ Projektstudenten bekommen ein eigenes, online verwaltetes Budgets (EU und Bund), aus dem sie ihre Lehrenden nach Sätzen (+/- 25 % Verhandlungsspiel) für die Projektbetreuung/Lehrstätigkeit bezahlen. (Umbuchung) Drop-out heißt Mittelverlust für beide Seiten. Dies zwingt den Studierenden zur frühzeitigen Informationsbeschaffung, bezogen auf die Lehrperson und die gebotenen Inhalte. „Projektflops“ muss von beiden Seiten vorgebeugt werden, da die Budgetzuweisung kaum Reserven bietet.

Es obliegt dem Lehrenden dafür zu sorgen, die von ihm betreuten Projekte zu publizieren, denn hier findet sich eine weitere Möglichkeit, Studenten zu akquirieren. Der Lehrende wird in seiner Funktion zu lehren zum Unternehmer. Der Studierende ist Kunde und die Lehrenden sind selbst verantwortlich für das studentische Interesse an ihrem Lehrangebot und ihrer Lehrstätigkeit. „Exoten“ haben es am Markt schwer, Förderung aus der Poolgemeinschaft sollte möglich sein, denn bezogen auf das Innovationspotenzial haben die „unmodischen“ Angebote eine wichtige Funktion im Gefüge.

4.1.4 Bewertungsbeispiel

Hier deckt sich studentisches Interesse mit den Interessen der Lehrenden.

Auch Studierende messen sich im internationalen fachspezifischen Ranking. Gute Lehrende wählen aus den sich bewerbenden Studenten ihr Team aus, um Einkommenssicherheit zu erreichen. Das Studierendenranking unterstützt dieses Bedürfnis. Die Notwendigkeit vorausschauender Planung und strategischer Informationsbeschaffung sind lehrreiche Handlungszwänge.

„Guter Ruf“ und „schlechte Nachrede“ bekommen marktwirtschaftliche Bedeutung für alle Beteiligten.

Lehrende und Studierende werden mobil sein müssen, um Standortvorteile bestimmter Regionen zu nutzen oder um mit gut platzierten Lehrenden zusammenzuarbeiten und sich somit im Ranking zu verbessern.

Die Bewertung des Studienprojektes als Ganzes findet durch Mitglieder des Pooles statt. Externe sind einzubinden. Die Arbeitslast der Jurys wird gleichmäßig verteilt. Die erzielte Punktezah ist die Grundlage für die individuelle Bewertung.

Ziel ist die Bewertung des Lehrenden (Ranking), die Bewertung von unter- oder überdurchschnittlichen Einzelleistungen in der Gruppe (Studentenranking) und eine Ergebnis-

Externe Projektbewertung 87 Punkte von 100							
Anzahl	Typ	Faktor	10,5 x 87 Punkte, Gesamtsumme 913,5 Punkte	Fall 1	Fall 2	Fall 3	
1	Lehrender	2		man ist sich einig	87	schlechte Betreuer 66,5	unengagierte Kollegen 95,7
8	Studierende	1		8 x 87	8 x 92	1 x 40, 1 x 60, 6 x 95,7	
1	Praktikant	0,5		87	92	95,7	
Gesamtanzahl aus Faktor x Personen 10,5		10,5		Gruppeninterner Prozess, die vorhandenen 913,5 Punkte zu verteilen			

Tabelle 1: Beurteilung von Einzelleistungen von Teammitgliedern

bewertung des Gesamtprojektes. (Die maximale Projektpunktezahle sei 100 Punkte.)

Öffentlich sichtbar (Web-Sites) werden eine gesamttheitliche Entwicklungskurve, ein Durchschnittswert, die Anzahl der betreuten Studierenden und die Orte, an der der Lehrende bereits gelehrt hat. Ein Lehrender, acht Studierende und ein Praktikant bilden das Projektteam. Der Lehrende zählt doppelt, der Praktikant halb.

Die interne und individuelle Punktezuweisung wird Gruppenintern ausverhandelt.

Die Funktionen und Transparenz, die das Internet anbieten, wirken als Controllingwerkzeuge.

5 ZUSAMMENFASSUNG

Ein Blick auf den Ursprung der Universitätsgeschichte macht deutlich, dass vieles, was neu scheint, nicht neu ist, dass Standort-, Ressourcen- und Raumprobleme so alt sind wie die Geschichte der Universität und Studieren immer als teuer empfunden wurde. Die Geschichte zeigt auch, dass der Lehrende einst mehr unternehmerisches Risiko zu tragen hatte, die Institution aber als mobile Solidargemeinschaft mit Wirtschaftsmacht schützenden Rahmen bieten konnte.

Die Bemühungen heute, unternehmerisches Denken in die Bildungsinstitutionen zurückzubringen, sind vorhanden. Doch die Vorherrschaft der Institution, die sich in der Wertigkeit über den operativen Einheiten sieht, führt zur Applikation von Wirtschaftswerkzeugen, die, in Anlehnung an den Produkt- und Dienstleistungssektor, für Bildungseinrichtungen nur begrenzt tauglich scheinen. Querdenken und kreative Modellbildung sind vonnöten, um die Komplexität zu bewältigen. Lernen wir etwas über „Entschleunigung“ und holen die weit blickenden offenen „Altgedienten“ zurück, um deren Erfahrungen in die Modellbildung mit einfließen zu lassen. Vielleicht liegt ein Teil von Morgen im Gestern... Die Darstellung eines vereinfachten Ansatzes, bezogen auf das „internationale Studieren“ in Anlehnung an die Ursprünge der Universität, soll deutlich machen, dass es des Einkommensdruckes bedarf, damit Lehrende unternehmerisch handeln.

LITERATUR

- Bohnekamp, A.; Möbius, F.: Mit Gunst und Verlaub. Wandernde Handwerker, Tradition und Alternative. 4. Aufl. Göttingen: Wallenstein 1997.
- Cardini, F.; Fumagalli Beonio-Brocchieri, M. T.: Universitäten im Mittelalter: Die europäischen Stätten des Wissens. München: Südwest 1991.
- Grundmann, H.: Vom Ursprung der Universität im Mittelalter. 2., mit einem Nachtrag vers. Ausg. 3. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1976.
- Kaiser, Ritter, Patrizier. National Geographic Society/Bucher, Washington 1975.
- Prah, H. W.: Die Universität: eine Kultur- und Sozialgeschichte. München: Bucher 1981.
- Rückbrod, K.: Universität und Kollegium. Baugeschichte und Bautyp. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1977.
- Rüegg, W.: Die Geschichte der Universität. Bd. 1. München: Becksche Verlagsbuchhandlung 1993.
- Ridder Symeoens, H.: Mobilität, die mittelalterliche Reislust. In: In: Geschichte der Universität, Hrsg. von Walter Rüegg, München 1993.
- Schwinges-Rainer, C.: Der Student in der Universität. In: Geschichte der Universität, Hrsg. von Walter Rüegg, München 1993.
- Vogt-Lüerssen, M.: Der Alltag im Mittelalter. Mainz-Kostheim: Probst 2001.
online: <http://www.asn-ibk.ac.at/bildung/faecher/geschichte/maike/mittelalter/MaIX4.htm>
- Zahn, P.: Bücher, Studenten, Magister und Doktoren in der Universität des Mittelalters. Beitrag zu den Aktionstagen der Studierenden des Faches Bibliothekswissenschaft an der Humboldtuniversität Berlin, 12/1997.
online: <http://www.ib.hu-berlin.de/~pz/zahnpage/librdisc.htm>

